

Letzte Woche habe ich einen kleinen Abstecher zur Baustelle des Berliner Flughafens BER in Schönefeld unternommen. Die Neugier packt einen dann doch. Überrascht war ich, dass zwar einige für Handwerker übliche Fahrzeuge vor dem Hauptgebäude und den Seitenflügeln stehen, dass aber beim Herantreten an das riesige Fenster in der Halle nur ein Dutzend Bauarbeiter zu sehen ist. Auch andere Neugierige haben in den letzten Monaten die Beobachtung machen können, dass die Flughafengebäude, soweit einsehbar, unter der Woche nahezu verwaist sind. In Kenntnis zahlreicher Baustellen, die unter größtem Zeitdruck fertig werden müssen, ist das ein ungewohntes Bild. Eigentlich wäre hier Eile mit Tag- und Nachtschicht geboten, denn es handelt sich immerhin um den neuen Hauptstadtflughafen, der jeden verspäteten Tag ohne Betrieb eine Million Euro zusätzlich verschlingt. Wie ist das zu erklären?

Verschiedene Szenarien sind denkbar: Der Termindruck ist deshalb so gering, weil alle Dauer-Umplaner, Dauer-Gutachter, Dauer-Prüfer und Dauer-Baufirmen bisher mit den Verantwortlichen der Flughafengesellschaft unter einer Decke steckten, um sich so lange wie möglich mit immer neuen Forderungen und wenig Aufwand Geld aus den öffentlichen Töpfen zu sichern. Bei einem Kostenvolumen von inzwischen 6,5 Milliarden Euro fällt das nicht weiter auf. Möglich ist auch das genaue Gegenteil: Alle Firmen und Prüfer sind wegen des Berliner Baubooms voll ausgelastet, haben trotz Betteln des Bauherrn keine Lust mehr auf den Pfuscher am Flughafen und werden nur sporadisch aktiv, damit es keinen Ärger gibt. Das dritte Szenario, das viele für möglich halten, wäre der größte anzunehmende Skandal: Die Entrauchungs-, Sprinkler- und Türen-Kleinstbaustellen sind im Ganzen technisch gar nicht zu bewältigen, aber es findet sich einfach niemand, der das zugeben würde.

## Böse Vermutungen

Sebastian Redecke

versucht noch immer, die Baustelle des Berliner Hauptstadtflughafens BER zu verstehen



# Aus Flüchtlingsbauten lernen

**Zwischen Ankunftsort und Planungsstopp: Ein Frankfurter Symposium widmete sich der Frage, wie „Making Heimat“ langfristig weitergehen kann** Text **Ela Kaçel**

Was kann man aus Flüchtlingsbauten lernen, um bezahlbaren Wohnraum für alle zu schaffen? Diese Frage war der Impuls für das Symposium „Flüchtlingsbauten“, das Ende März im Deutschen Architekturmuseum im Rahmen der Ausstellung „Making Heimat. Germany, Arrival Country“ stattfand. Grundlage war der jüngst erschienene Flüchtlingsbautenatlas. Dieser stellt insgesamt 57 Projekte aus 13 Bundesländern vor, die von temporären Massenunterkünften in Modulleichtbauweise bis zu kleinmaßstäblichen Gemeinschaftsunterkünften um Innenhöfe reichen. In neun Vorträgen, fünf Diskussionsrunden und dem vorliegenden Atlas wurde deutlich: Seit dem „Sommer der Migration“ im Jahr 2015 ist der deutsche Diskurs zu Flucht in ständigem Wandel – in der Politik wie auch in der Architektur. Mit Blick auf den Rückgang der Flüchtlingszahlen beschließen nun einige Bundesländer und

Städte Planungsstopps. Ankunftsorte werden zu Wohnquartieren und Flüchtlingsbauten zu Sozialwohnungen umgeplant. Jenseits von Containersiedlungen mit ihren Konflikte auslösenden Räumen und unwürdigen Wohnerfahrungen werden nun die elementaren Bedürfnisse von Flüchtlingen stärker berücksichtigt.

Gleichzeitig ist es aber ungewiss, wie die gewünschte soziale Integration in den Städten räumlich stattfinden kann. Raumplanerin Sophie Wolfrum deutete auf das nächste Problem in den Ballungszentren hin: die Wohnungssuche auf dem Immobilienmarkt. Toleranz für Fremde könne nur entstehen, wenn man in der Nachbarschaft, auf der Arbeit, in der Familie Kontakte zu Migranten habe, betonte auch Stadtsoziologe Jürgen Friedrichs. Allerdings nehmen viele Einheimische Flüchtlingsbauten bisher nur aus der Ferne wahr, wie Anja Webers Fotografie der zen-

tralen Unterbringungseinrichtung in Neuss verdeutlicht. In Bremen entstehen dagegen vielfältige Pläne für Geflüchtete. Senatsbaudirektorin Iris Reuther präsentierte Lösungsansätze wie die Wohnintegration mit Studierenden, Obdachlosen oder sozial benachteiligten Gruppen. Ob die hieraus entstehenden Kontakte in der Nachbarschaft aber langfristig und nachhaltig sein werden, steht noch in Frage.

Vier Architekten stellten auf dem Symposium ihre Wohnkonzepte vor, die den eng gesteckten Rahmen des Gesetzgebers oder der Bauherrschaft für die Gestaltung von Flüchtlingsheimen hinterfragten und erfinderisch umsetzten. Eine jüngst errichtete Flüchtlingsunterkunft in Hannover von Mosaik Architekten fügt sich nahtlos in die Nachbarschaft ein, ohne Zäune rundherum. In Ostfildern verzichtete das Büro u3ba auf Farbe und integrierte mit schwarzen Fassaden aus Bitumenwellpappe das Flüchtlings- und Obdachlosenheim unauffällig in das umliegende Wohnviertel. Auch in Kassel entschied sich ein Team von sechs Architekturbüros gegen ein Provisorium. Stattdessen entstand ein dauerhafter Wohnungsbau mit Laubengang, der den Bewohnern diverse öffentliche Räume wie ein Begegnungscafé zugänglich macht. Dagegen nutzt fast

niemand die Gemeinschaftsküche des denkmalgeschützten, vom Büro dreigelegenen umgebauten Flüchtlingsheims in Berlin-Mitte. Jede Familie zieht sich zurück und speist im eigenen Zimmer, wo sie Ruhe und Privatheit findet.

Die neue Studie des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung an der Humboldt-Universität mit dem Titel „Zwischen Lager und Mietvertrag“ stellt dramatisch fest: Sammelunterkünfte grenzen die Geflüchteten von der Gesellschaft ab, soziale Nähe kommt nicht zustande. Städte dagegen erzeugen offene Integrations- und lokale Begegnungsräume zwischen Einheimischen und Geflüchteten. Integratives Gestalten und gemeinschaftliche Wohnformen weisen in die Zukunft, so Bauwelt-Redakteurin Doris Kleilein.

In München hat die Sozialgenossenschaft Bellevue di Monaco drei Altbauten als neue Wohn- und Kulturräume renoviert. Das offene Haus bietet ein Programm mit Sprachkursen, Beratung, Ausbildung und Kulturangeboten. Vorstandsmitglied Till Hofmann erläuterte, wie gemeinsames Bauen mit Geflüchteten zu mehr Solidarität geführt hat. Nur mit solch vielfältigen, transkulturellen und hautnahen Kontakten kann „Making Heimat“ weitergehen.

So unterschiedlich wohnen Flüchtlinge in Deutschland: Haus Märkisches Ufer in Berlin-Mitte (linke Seite), zentrale Unterbringungseinrichtung Neuss (unten). Fotos: Anna Weber

